

Das
Feuer-
mädchen

Martina Fussel

i m .
p r e
s s

Alle Rechte vorbehalten.

Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung, können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

In diesem E-Book befinden sich eventuell Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Carlsen Verlag GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Im.press

Ein Imprint der CARLSEN Verlag GmbH

© der Originalausgabe by CARLSEN Verlag GmbH, Hamburg 2015

Text © Martina Fussel, 2015

Lektorat: Caroline Fuchs, Isabell Schmitt-Egner

Umschlagbild: shutterstock.com / © Roberto Castillo (Ranken) / © Olga

Ekaterincheva (Mädchen) / © andreiuc88 (Wald)

Umschlaggestaltung: formlabor

Gestaltung E-Book-Template: Gunta Lauck

Schrift: Alegreya, gestaltet von Juan Pablo del Peral

Satz und E-Book-Umsetzung: readbox publishing, Dortmund

ISBN 978-3-646-60102-2

www.carlsen.de



Das
Feuer-
mädchen
Martina Fussel



i m .
p r e
s s

Prolog

Vorsichtig setzte mich mein Vater auf dem weichen Untergrund ab und kontrollierte, ob meine Augenbinde noch richtig platziert war. Neugierig steckte ich die Zehen in den warmen Boden. Er fühlte sich feiner an als der Torf in der Arena. Um uns herum vernahm ich ein ungewöhnliches Rauschen. In gleichmäßigen Schüben näherte sich das Geräusch von vorne. Es wurde laut, wirkte bedrohlich, um dann wieder sanft leiser zu werden. Am liebsten hätte ich mir die Augenbinde vom Kopf gerissen.

»Versprich es mir noch einmal, Shaani«, sagte mein Vater hinter mir drängend.

»Ich verspreche dir, ich werde niemandem davon erzählen.« Schon damals, ich muss ungefähr sieben gewesen sein, waren Barein und ich beste Freunde. Ich war mir nicht sicher, ob ich das, was ich heute erleben würde, wirklich vor ihm würde verschweigen können. Wir erzählten uns alles.

Vaters Finger lösten mit wenigen Griffen den Knoten des Stoffes an meinem Hinterkopf und sofort blendete mich die grelle Sonne. Ich musste ein paar Mal blinzeln, doch dann gewöhnten sich meine Augen an das gleißende Licht. Wir standen etwas erhöht auf einer Düne. Vor mir erstreckte sich Wasser so weit ich nur schauen konnte.

»Das ist das Meer, Shaani«, flüsterte mein Vater mit einer ausladenden Geste und lächelte mich unsicher an.

»Aber ...« Die Schönheit des Meeres nahm mir die Stimme. Die Wellen, die das Rauschen verursacht hatten, brachen tosend am Strand und zogen sich dann sanft wieder zurück.

»Ich weiß, es ist uns Jiri verboten ans Meer zu gehen, aber ich wollte unbedingt, dass du es einmal siehst.«

»Es ist wunderschön, Vater.«

Wunderschön war gar kein Ausdruck. Niemals zuvor hatte ich mich so frei gefühlt wie in diesem Moment mit dem Blick in die unendliche Weite.

Ich drehte mich einmal im Kreis. »Wo sind wir hier?«

Mein Vater breitete die Arme aus. »Dieses Tal hier heißt Kendal.«

»Warum waren wir noch nie in Kendal?«

»Shaani, wir befinden uns hinter dem Fluss.«

Ich schaute in die entgegengesetzte Richtung des Meeres. Dort befand sich der Wald. »Wir haben den Fluss überquert?«

Als die Pferde durch den Fluss geritten waren, hatte ich vor lauter Aufregung nicht bemerkt, dass wir auf der anderen Seite wieder an Land gegangen waren.

»Lass uns ins Wasser gehen.« Mein Vater schnappte mich und trug mich auf seinem Arm die Düne hinunter zum Strand.

Das Wasser war kalt, aber es fühlte sich so gut an, so lebendig. Immer einen Arm um den Hals meines Vaters gelegt, ließ ich mich treiben. Bald wurde ich mutiger und steckte den Kopf unter Wasser, um Fische zu sehen. Es war so herrlich, warum nur war es uns Waldmenschen verboten, uns dem Meer auf Sichtweite zu nähern?

»Vater, wieso dürfen wir nicht ans Meer?«, fragte ich.

Mein Vater versuchte vorsichtig, mich über die Völker aufzuklären. »Es gibt vier Völker, Shaani.«

»Dort draußen leben die Amaren.« Er zeigte raus aufs Wasser. »Sie leben auf einer Insel mitten im Meer. Ihre Göttin ist Aquarelle und sie beschenkt die Amaren mit Kräften des Wassers.«

»Welche Kräfte?«

»Beschenkte Amaren können oft unter Wasser atmen. Oder sie verschenkt andere Mächte, die sie für sinnvoll hält.«

»So wie Terra?«, fragte ich neugierig.

»Ja, aber Terra ist die Göttin der Jiri und sie beschenkt nur Menschen aus unserem Volk.«

»Wer sind die anderen Völker?«, fragte ich.

»Es gibt noch die Leekaner, die weit von hier entfernt in einem Berg leben. Ihre Göttin nennt sich Aurelia und beschenkt Leekaner mit der Macht über das Feuer.«

Ich liebte Feuer. Stundenlang konnte ich an der Feuerstelle am Marktplatz sitzen und einfach nur in die Flammen schauen. Es beruhigte mich.

»Und dann sind da noch die Uhuru.«

Seine Stimmung wurde ernster. »Sie leben dort hinten.« Er zeigte in die Ferne, doch ich konnte nichts sehen.

»Die Uhuru haben einen Gott namens Akash. Er beschenkt die Uhuru mit der Macht über die Luft.«

»Akash«, wiederholte ich.

»Sprich niemals von den anderen Göttern, wenn jemand dabei ist, versprich mir das.«

Ich nickte. »Haben die anderen Völker auch so gute Kriegerinnen und Krieger wie wir?«

»Ich denke schon.« Kurz überlegte er, was er mir als nächstes erzählen sollte. »Früher gab es bei den Jiri noch keine Kriegerinnen.«

»Nur Krieger?«, fragte ich.

»Ja, doch dann brach die Zeit der Götter an und Terra beschenkte Atira mit der Macht der ewigen Jugend. Atira bekam nur Töchter, doch da auch diese nur langsam alterten, ließ sie ihre Töchter zu Kriegerinnen ausbilden. Sie sollten Atira und Terra auf dem Plateau beschützen und das tun sie heute noch. Seitdem hat unser Volk Kriegerinnen und Krieger.«

»Ich möchte auch mal eine Kriegerin werden«, sagte ich, doch mein Vater packte mich sofort am Kinn.

»Sag sowas nicht. Der Krieg ist nichts Schönes.«

»Aber es muss ein gutes Gefühl sein, wenn man sich verteidigen kann.«

»Man fühlt sich zumindest sicherer.«

»Was ich noch nicht verstehe, ist, warum es uns jetzt genau verboten ist,

ans Meer zu gehen. Weder die Amaren, noch die Uhuru oder die Leekaner haben es gemerkt, dass wir hier ins Wasser gegangen sind.«

»Das nicht, aber unsere Göttin Terra kann uns hier nicht mehr beschützen. Ich habe dir doch mal erzählt, dass sie in die Zukunft sehen kann.«

Ich nickte.

»Sie kann das Meer und den Strand nicht sehen. Oben am Fluss endet ihr Blick und daher möchte sie auch nicht, dass wir uns darüber hinaus entfernen.«

Und doch waren wir hier. Mein Vater tat etwas Verbotenes, nur damit ich das Meer sehen konnte. Schon lange hatten wir zwei uns nicht mehr so amüsiert wie an diesem Morgen.

Gegen Mittag lagen wir zum Ausruhen am Strand. Die Brust meines Vaters hob und senkte sich gleichmäßig. Vorsichtig stand ich auf und schlich leise davon, um ihn nicht wecken. Die Wellen luden dazu ein, ins kalte Nass zu waten. Vielleicht könnte ich ein paar Züge schwimmen, wo ich jederzeit die Füße auf den Boden stellen konnte. Das Wasser sah so verführerisch aus und wer wusste, wann ich es jemals wieder zu Gesicht bekommen würde, geschweige denn, darin schwimmen könnte? Mein Herzschlag beschleunigte sich und meine Hände begannen zu schwitzen.

Erst nur mit den Zehen, dann mit dem ganzen Fuß trat ich ins Wasser und sofort überkam mich ein leichtes Kribbeln der Vorfreude. *Ich kann das*, ich wusste es einfach. Langsam ging ich in die Knie, ließ meine Hände durchs Wasser gleiten. Eine Welle umhüllte mich und durchnässte mein Kleid. Die Kälte ließ mich kurz den Atem anhalten, doch nach Sekunden gewöhnte ich mich daran. Mir wurde warm. Immer weiter wagte ich mich in die kühlen Wellen.

Erst trieb ich nur, doch dann ahmte ich Vaters vorherige Bewegungen nach. Es war leicht. Ich schwamm, als hätte ich nie etwas anderes gemacht, bewegte mich immer weiter. Das Kribbeln breitete sich weiter in mir aus.

Plötzlich schlug eine große Welle über mir zusammen und zog mich unter Wasser. Panik überkam mich.

Ich wusste nicht mehr, wo oben und unten war. Ich ruderte, schlug mit den Armen um mich, nichts half. Das Kribbeln verstärkte sich. Es fühlte sich an, als würde man meinen Körper mit kleinen Nadeln piesacken. Dann schlossen sich auf einmal die Finger meines Vaters um meinen Arm und zogen mich an die Oberfläche.

»Shaani!«

Er hielt mich so weit hoch, dass ich in Ruhe husten konnte, schlug mir auf den Rücken. »Du kannst doch nicht allein ins Wasser gehen!«, brüllte er.

Erst jetzt bemerkte ich den Dampf, der aus dem Wasser emporstieg. Der Rauch waberte um uns herum wie bei einem warmen Bad im Zuber. Was war das? Fragend sah ich zu meinem Vater.

Er starrte mich erschrocken an. »Was bei der Göttin Terra ist mit deinen Augen?«, fragte er panisch.

»Was ist denn mit ihnen?«, keuchte ich.

»Sie sind rot, feuerrot.«

Eins – Shaani

Energisch trieb ich mein Pferd an, schneller zu laufen. Barein würde gleich den Wald erreichen und dann hatte er so gut wie gewonnen. Endlich wieder ein gemeinsamer Ausritt! Barein wusste genau, wie gerne ich dem Dorf entfloh. Oft fühlte ich mich dort wie eine Fremde. Ich konnte es nicht leiden, wie mich die anderen Jiri unentwegt anstarrten. Aber wen wunderte es? Meine Haarfarbe war anders als ihre, niemand sonst hatte feuerrote Haare. Sonst waren im Dorf alle braunhaarig. Diese Tatsache sorgte dafür, dass ich mich schon mein ganzes Leben wie eine Außenseiterin fühlte. Als Kind wurde ich wegen meiner Haare oft verspottet. Es gab eine Zeit, in der ich meine Haare mit Matsch einrieb, doch das Rot schien immer wieder durch. Mein Vater versuchte mir einzubläuen, dass ich etwas Besonderes sei. *Ja, etwas Besonderes.* Ich wäre aber lieber wie alle anderen gewesen. Ein ganz normales Mädchen. Das lacht, rumtollt und Abenteuer erlebt. Aber ich war oft allein und mir blieb nur die Gesellschaft meines Vaters.

Zwar hatte ich wahre Freunde, aber Zahra diente als Kriegerin unserer Gottheit Terra und beschützte diese im Tempel, und Barein versuchte der beste Krieger zu werden, den unser Volk je hatte. Hauptsache war aber, dass es den beiden egal war, welche Haarfarbe ich hatte. Zahra war jedoch die meiste Zeit nicht im Dorf. Sie diente als Kriegerin unserer Gottheit Terra und beschützte diese im Tempel auf dem Plateau. Allerdings waren die Kriegerinnen in ihrer Freizeit häufig in Hadassah, um dort ihre Kampfkunst im Amphitheater zu verbessern oder sich auf dem Markt schöne Kleider oder kostbaren Schmuck zu kaufen.

Daher verbrachte ich die meiste Zeit mit Barein. Außerhalb seiner Übungszeiten waren wir unzertrennlich. Jeden Tag konnte ich es kaum erwarten, dass er mich zu Hause abholte. Dann machten wir Spaziergänge,

teilten uns unsere Aufgaben im Dorf, wie Wasserholen oder Stall ausmisten oder ritten mit den Pferden um die Wette. Meistens gewann ich. Es gab jedoch keinen Zweifel, dass Barein mich gewinnen ließ, denn er war der geborene Reiter. Seit Generationen züchtete seine Familie die *Hammes Noir*, die einzige Pferderasse, die sich die Jiri hielten. Und heute saß er auf Samira, derschnellsten Stute seines Stalls.

Barein trieb Samira weiter an und ich preschte hinter ihm her. Manchmal war es wie fliegen und nur zu gern wollte ich meine Arme ausstrecken und die Augen schließen, während wir über die langen Felder Richtung Wald ritten.

»Komm schon«, rief Barein über die Schulter. »Du lässt nach.«

»Gegen Samira habe ich ohnehin keine Chance«, brüllte ich nach vorne.

Mit aller Kraft presste ich meine Schenkel immer wieder zusammen, um mein Pferd an seine Grenzen zu bringen. Es funktionierte, ich kam näher an Barein heran. Doch plötzlich blies mir ein Windhauch eine Meeresbrise entgegen. Meine Gedanken waren mit einem Mal ganz woanders. Ich hielt schließlich an und ließ mein Pferd im Kreis gehen. Woher war dieser Luftzug gekommen? Das Meer war viel zu weit weg. Meine Suche blieb erfolglos, die Meeresluft war verschwunden. Ein Klaps mit dem Zügel hinter mich und ein ordentlicher Schenkeldruck brachten mein Pferd wieder in den Galopp.

Der Wald von Jeer-Ee erstreckte sich vor mir wie ein großer Wall. Er wurde von dem weiten Meer zu seiner Linken und dem Berg Kwarr Marrh zu seiner Rechten eingegrenzt. Heute war unser Ziel der Fluss, der durch den Wald von Jeer-Ee floss und die Grenze des Jiri-Reiches bildete. Es war uns verboten, auch nur einen Schritt weiter zu gehen.

Der Ritt war wie immer wunderschön und gab mir ein Gefühl von Freiheit. Ich mochte die gleichmäßigen Bewegungen des Pferdes im Schritt, aber vor allem liebte ich den Wind, der mir bei vollem Galopp durchs Haar blies.

Als ich am Fluss ankam, war Barein längst da und blickte mich fragend an.
»Wo hast du gesteckt?«

Wieder vernahm ich den salzigen Meeresgeruch in der Luft. Mein Pferd

schien von dem Geruch Lust auf Wasser bekommen zu haben, denn es sprang von allein in den Fluss. Mein Blick wanderte zum Abhang, hinter dem ich das Meer vermutete. Das Meer, diese blaue Unendlichkeit. Sofort war ich in Gedanken wieder mit meinem Vater am Strand, so wie damals, vor zehn Jahren. Das Meer hatte mich sofort fasziniert. So viel Wasser, so viel Anmut, so viel Stärke. Damals wollte ich mich augenblicklich in die Wellen stürzen und heute war es nicht anders. Ich musste es sehen, ich musste noch einmal zum Meer!

»Wir dürfen den Fluss nicht überqueren!«, maulte Barein hinter mir, als ich auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses ans Ufer kam. Ich schaute noch immer den Hügel hinauf. Ich könnte ja nur mal kurz hinauf reiten, schauen wie es auf der anderen Seite aussah. Wahrscheinlich würde mir Barein folgen und mein Pferd ins Dorf zurückführen. *Nein*, ich wollte den Anblick genießen.

Seit dem Vorfall damals im Meer, achtete mein Vater peinlich genau darauf, dass ich das Gesetz der Jiri, *sich dem großen Wasser nicht zu nähern*, einhielt. Schon als Kind hatte ich das nicht verstanden und auch später wollte es mir mein Vater nicht genauer erklären.

Seitdem unser Volk mit den Amaren, dem Volk des Wassers, Frieden geschlossen hatte, nahm man es mit der Regel nicht mehr allzu eng. Oft waren Jugendliche heimlich zum Schwimmen im Meer, als würde ich das nicht mitbekommen! Sie rieben es mir geradezu unter die Nase. Selbst die Alten bekamen es mit, aber keiner sagte etwas.

Ein Bild entstand in meinem Kopf, ein Bild des Meeres in all seiner Schönheit. Das Verlangen, dorthin zu gelangen, wurde stärker als alles andere. *Ich musste es sehen!*

Barein umrundete einen weißen Baum, in den die Initialen eines Liebespaares geritzt waren. Mit zehn Galoppsprüngen war ich an seiner Seite und strich über das Herz. Noch immer konnte man gut ein *B + L* lesen. Immer wenn ich an diesem Baum ankam, strich ich liebevoll über die Lettern und

Barein erzählte mir etwas über seinen Urugroßvater Briar, der für seine Liebe fast gestorben war und später das Herz in den Baum geritzt hatte. Heute jedoch schaute er weg von dem Baum, den Hang hinauf, den wir gerade noch entlang geritten waren.

»Weißt du noch, früher?« Barein zeigte den Hang hinauf. »Wie oft sind wir mit Schrammen unten angekommen und haben uns gekrümmt vor Lachen?«

Ich nickte ihm zu und lenkte mein Pferd neben ihn. »Du hast mich oft geschubst, wenn viel Laub lag und ich bin dann nach unten gerutscht.«

»Und du hast mich im Winter von hinten mit Schnee beworfen und dann bist du so schnell es eben ging weggerannt.«

Ich lächelte ihn an, obwohl der Geruch des Meeres es mir schwer machte, einen klaren Gedanken zu fassen. »Damals habe ich noch geglaubt, ich wäre wirklich schneller als du.«

»Das warst du doch auch«, sagte er mit einem Lächeln auf den Lippen.

»Barein.« Ich legte den Kopf schief und verzog den Mund. »Du bist begabt mit Schnelligkeit.«

Mein Vater hatte mir mal erzählt, dass es noch nicht immer Götter gegeben hat. Früher hatte jedes Volk einen Stein, der es vor Gefahren schützen sollte.

Als die Steine von einem Uhuru zusammengebracht wurden, brach die Zeit der Götter an. Auch die Götter beschützten ihr Volk, allerdings konnten sie ihre Kraft auch an Menschen weitergeben. Diese beschenkten Menschen haben außergewöhnliche Macht, um ihrem Volk damit zu dienen. Bekam man eine Fähigkeit direkt von seinem Gott geschenkt, war man ein Beschenkter. Indem man immer wieder übte und an seiner Macht arbeitete, konnte man sie steigern und sich verbessern.

Jeder Beschenkte, der ein Kind bekam, gab seine Kraft in abgeschwächter Form an seine Nachkommen weiter. Barein war so ein Kind, ein Begabter.

Barein hatte Glück. Seine Eltern waren bereits begabt gewesen und auch

sie gaben die Kraft an ihr Kind weiter. Bis zu fünf Generationen konnten so die Kräfte eines Beschenkten noch innehaben, allerdings wurden sie von Generation zu Generation schwächer.

Bareins Vater Barok hatte die Gabe andere Menschen zu heilen. Und auch Barein brauchte nur seine Hand auf eine Wunde zu legen und schon nahm er den Schmerz in seinem Körper auf. Manchmal überkam ihn Übelkeit, wenn die Wunde zu groß war, aber im Grunde trug er keine Blessuren von den Heilungen davon.

Der erste Mensch, der jemals von unserer Gottheit Terra beschenkt worden war, erhielt die Macht des Heilens. Barein betonte gerne, dass sein Urahn der erste Beschenkte gewesen war. Wahrscheinlich war diese Gabe daher auch noch in der vierten Generation so ausgeprägt.

Aber Barein hatte doppelt Glück. Seine Mutter Cinja hatte ebenfalls eine Gabe von ihren Ahnen geerbt. Sie war begabt mit Schnelligkeit und die Vermutung lag nahe, dass Barok sie deshalb zur Frau gewählt hatte.

»Die Schnelligkeit ist bei mir gar nicht mehr so ausgeprägt, das weißt du genau.« Er zwinkerte mir zu und schaute in den Himmel.

Der Drang ans Meer zu gelangen war heute noch stärker als sonst. Ständig schaute ich in Richtung des Meeres, aber ich konnte es weder sehen noch hören, der Hügel war im Weg. Es musste ein Gewitter im Anmarsch sein, welches den salzigen Wind vorausschickte. Der Duft zog mich magisch an. Ich musste ans Meer, egal um welchen Preis. Ich blickte zu Barein, der sein Pferd heimwärts lenkte, wie wir es immer machten, wenn wir den Fluss erreicht und die Pferde getrunken hatten.

»Komm schon, Shaani, es sieht aus, als würde ein Gewitter aufziehen. Wir sollten uns beeilen, wenn wir nicht nass werden wollen«, sagte er und bewegte seinen Kopf Richtung Dorf.

Sollte ich Barein fragen, ob er mir nur einmal gestatten würde, ans Meer zu reiten? Ich war hin- und hergerissen. *Nein*. Barein würde mir das niemals erlauben und dann die nächsten Tage noch strenger auf mich achtgeben als

ohnehin schon. Er würde mein Verlangen nicht verstehen, das konnte niemand.

Dann spürte ich wieder einen Luftzug, wieder diesen salzigen Duft nach Freiheit. Ein leichtes Kribbeln breitete sich in mir aus.

Ja! Mein Entschluss stand fest, heute würde es soweit sein. *Ich musste zum Meer reiten, koste es, was es wolle.* Wie konnte ich Barein nur entkommen? Mein Vater hatte ihn genau instruiert, mich nicht aus den Augen zu lassen und dem würde Barein sich niemals widersetzen. Nicht mal, wenn ich ihn darum bat. Schon oft hatte ich versucht ihn zu überreden mit mir im Meer schwimmen zu gehen, aber jedes Mal hatte der gehorsame Krieger in ihm meine Bitte abgelehnt. Niemals hätte Barein die Befehle meines Vaters missachtet, dafür war er viel zu strikt. Eine List musste her. Barein hatte eine Schwäche für das Wetten ...

»Ich habe eine Idee«, sagte ich hinter ihm. »Wir machen ein Wettrennen. Wer als Letzter durch das Nordtor reitet, der muss morgen die Aufgaben des anderen übernehmen.«

Barein schaute mich belustigt an. »Was musst du denn morgen machen?«

»Ich bin morgen mit den Ställen dran«, sagte ich leise.

»Oh, das könnte ich machen. Aber du gewinnst eh nicht.«

Er streichelte Samira liebevoll. »Die Lady hier ist so heiß auf ein Rennen wie ich auf ein Stück saftiges Fleisch. Anscheinend wirst du morgen Holz sammeln gehen, Shaani.«

»Gut, abgemacht.« Ich streckte ihm meine Hand entgegen und er schlug ein.

»Ich reite rechts am Wald vorbei und du links. Wehe du schummelst«, sagte ich schnell.

Er schüttelte den Kopf und klopfte seiner Stute Samira auf den Hals. »Wir beide können gar nicht verlieren. Viel Spaß beim Holz holen, Shaani, ich freue mich jetzt schon auf meinen freien Tag.«

Barein hob die Hand, um zu zeigen, wann es losging und ließ sie dann

fallen. Beide rasten wir los, er nach links und ich nach rechts.

Es wunderte mich, dass er der Wette zugestimmt hatte. Denn wenn ich rechts am Wald entlang galoppierte, befand ich mich nicht mehr in Terras Blickfeld. Und das war strengstens verboten. Ich freute mich, dass ihm das nicht aufgefallen war.

Sobald ich Barein nur noch ab und zu durch die Bäume erkennen konnte, löste sich eine tiefe Anspannung in meiner Brust. Ich war frei und in vollem Galopp sauste ich den Wald entlang. Jetzt war Barein komplett verschwunden. *Das ist meine Chance!*

Sein einziges Ziel war es, als Erster das Nordtor zu erreichen. Erst kurz davor würde ihm auffallen, dass mir etwas passiert war oder dass ich ihn getäuscht hatte und dann war es ohnehin zu spät. Obwohl schon jetzt das schlechte Gewissen an mir nagte, freute ich mich auf das Meer.

Ich lenkte mein Pferd zurück in den tiefen Wald hinein und erreichte nach kurzer Zeit den Fluss. Immer wieder schaute ich über die Schulter und hielt Ausschau nach Barein, aber er war nirgends zu sehen. Wahrscheinlich hatte er jetzt erst die Felder erreicht und auch die musste er sicher noch überqueren, ehe er merkte, dass ich nicht kommen würde.

In vollem Galopp ritt ich durch den Fluss, der heute zum Glück nicht sehr tief war. Auf der anderen Seite trieb ich mein Pferd den steilen Abhang hinauf, den es nie zuvor überwunden hatte, doch es zögerte nicht eine Sekunde.

Oben auf der Kuppel angekommen, staunte ich. Zwar sah ich das Meer, aber es war noch weit entfernt. Vor uns lag ein weiterer Wald, wenn auch kleiner und verwildert. Überall war Gestrüpp und der Berg Kwarr Marrh hatte hier seine steinigen Ausläufer.

Dort hinter diesem kleinen Stück Wald befand sich das Meer und ich wollte nichts lieber, als es mir aus der Nähe anzusehen. Ich atmete tief durch, schaute die Felsenlandschaft hinauf, während ich auf der anderen Seite des Hügels hinab ritt. Es dauerte eine Zeit, bis ich die Sträucher und Büsche

überwunden hatte und nur kurz beschäftigte mich der Gedanke, dass hier Wilderer leben könnten. Dieses Land, auf dem ich gerade ritt, war neutral. Es gehörte weder den Amaren, noch den Jiri, wenn sich hier jemand aufhielt, würde es keinem auffallen.

Schnell trieb ich das Pferd weiter. Es hatte einige Schwierigkeiten über die Felsen zu gelangen, sprang immer wieder von einem Stein zum anderen, was das Reiten unbequem machte. Ich folgte dem Geräusch der Wellen und hatte die Bilder vor damals genau vor Augen. Die Wellen gaben ein Rauschen von sich, welches ich auch hörte, wenn ich die Hände aneinanderlegte und an mein Ohr hielt. Nur hier war es viel lauter.

Noch immer drehte ich mich ab und zu um, vergewisserte mich, dass mir Barein nicht folgte. Er müsste schon längst am Nordtor angekommen sein. Sicherlich ritt er bereits zurück, um nach mir zu suchen. Aber hier würde er mich sicher nicht vermuten.

Als ich um den letzten Busch ritt, verzauberte mich der Anblick des Meeres. Sofort hatte ich ein großes, breites Lächeln auf meinem Gesicht und war so glücklich, wie schon sehr lange nicht mehr.

Der Wind war beißend, schlug mir mein Kleid um den Körper und die Haare ins Gesicht. Ich hielt das Pferd kurz an, um zu überprüfen, wo ich am besten abstieg. Ein großer Vorsprung ließ einen wunderbaren Blick auf die Klippen zu. Weiter links kam nach ungefähr zweihundert Fuß eine Bucht, die zum Wasserbad einlud. Wie viel Zeit würde mir noch bleiben, bis Barein mich fand?

Die Wellen schlugen wild gegen die Klippen. Es war atemberaubend und noch viel schöner als in meiner Erinnerung. Ich steuerte den Rappen ganz nah an den Abgrund. Die Wellen, die gegen die Felsen klatschten, sprühten einen feinen Nebel aus Meerwasser in die Luft. Ich atmete tief ein. Ich fühlte mich zu diesen großen, blauen, kraftvollen Wellen hingezogen. Sie schlugen gegen

die Klippen, als versuchten sie, diese zu durchbrechen. Ich stieg aus dem Sattel und merkte, wie unruhig das Pferd wurde.

Meine nackten Füße gruben sich in den feinen Sand. Normalerweise genoss ich dieses Gefühl eine Zeit lang, doch das Meer zog die Aufmerksamkeit all meiner Sinne auf sich. Beruhigend streichelte ich den Hals des Rappen und ließ die Zügel zu Boden fallen.

Langsam schritt ich an den Rand des Felsvorsprungs, spürte den kalten, nassen Stein unter mir. Erneut wurde die Luft von salzigem Nebel erfüllt, man konnte das Salz mit der Zunge auf den Lippen schmecken. Kurz schloss ich die Augen und breitete meine Arme aus, ein angenehmes Kribbeln durchfuhr meinen gesamten Körper, das Geräusch der Wellen rauschte in meinen Ohren. Wahrscheinlich wirbelte das nahende Gewitter bereits das Wasser auf. Ich blinzelte wieder in den Himmel. So viele Wolken sausten über mich hinweg.

Vergeblich suchte ich den Horizont nach dem Land der Amaren ab. Sie lebten auf einer Insel weit draußen, aber von hier aus konnte man nichts erkennen. Eine tiefe Ruhe breitete sich in meiner Brust aus. Dieser Ort war einer der schönsten, die ich jemals entdeckt hatte. Wie musste es hier nur zum Sonnenaufgang oder besser noch zum Sonnenuntergang aussehen?

Am Fuß der Klippen probierten ein paar Krebse, an Land zu gelangen. Doch die großen Wellen erfassten sie und zogen sie unbarmherzig zurück ins offene Meer. Die wenigen Sonnenstrahlen, die es durch die Wolkendecke schafften, zauberten glitzernde Funken auf die Wasseroberfläche und es sah aus, als tanzten die Wellen im Takt. Der Anblick fesselte mich und erst als sich etwas Großes unter Wasser bewegte, wurde ich aus meiner Trance geholt.

Was war das? Ich trat einen weiteren Schritt auf das Meer zu. Und schon wieder! Da war etwas unter mir! Was auch immer dort unten mit langsamen Zügen hin und her schwamm, war gigantisch groß.

Ich trat noch einen Schritt näher an den Abgrund, kleine Steine fielen hinab und prasselten über die Felsen. Ich fokussierte meinen Blick auf das,

was sich da unter mir bewegte. Mein Vater und die Alten hatten immer gewarnt, dass das Meer voller Ungeheuer sei, aber ich hatte immer vermutet, dass es sich dabei nur um Schauergeschichten handelte.

Man sagt, dass Aquarelle, die Gottheit der Wasserkrieger, einige Ungeheuer geschaffen hatte, um die Stadt Amaris zu beschützen. Aber nie zuvor hatte ich so etwas Großes gesehen. Und dann war es auch noch so nah.

Die kleinen Steine kamen auf der Wasseroberfläche auf und augenblicklich hörte das merkwürdige Wesen auf zu schwimmen. Es blieb ganz starr im Wasser liegen. *Es hat mich bemerkt!*

Mein Puls begann zu rasen und ich bekam es mit der Angst zu tun. Meine Beine versteiften sich, und obwohl mir etwas sagte, dass ich weglaufen sollte, konnte ich mich nicht rühren. Das Ungeheuer beobachtete mich. Sein Rücken und seine lange Schwanzflosse waren schuppig und glühten bedrohlich rot. Ein paar der messerscharfen Zacken am Ende der Schwanzflosse ragten aus dem Wasser, aber auch sie bewegte sich nicht. Keiner von uns beiden bewegte sich.

Auf einmal veränderte sich die Oberfläche über dem Ungeheuer. Würde es auftauchen? Ich musste hier schleunigst weg. Ob die Ungeheuer auch aus dem Wasser rausspringen konnten?

Meine Augen brannten schon, so sehr starrte ich auf die Wasseroberfläche, doch ich traute mich nicht zu blinzeln. Mit einem Mal kam eine große Welle aus der Richtung des Wesens genau auf mich zu. Ich erschrak, meine Augen weiteten sich und ich stand wie angewurzelt am Rand der Klippe. Ich hörte das Pferd wiehern, drehte mich aber nicht um. Wie gebannt starrte ich auf die riesige Welle, fast so groß wie die komplette Klippe.

Gewaltig bäumte sich die Wassermenge vor mir auf und schlug an dem Felsvorsprung empor. Dann brach sie genau über mir zusammen und vertrieb das Pferd. Ich konnte seine Hufe auf dem steinigen Untergrund hören. Jetzt war ich auf mich gestellt. Ich sehnte mich nach Barein. Nach Barein und seinem großen Schwert, das er immer stolz auf dem Rücken trug, auch wenn

er es zu einem Ausritt eigentlich nicht brauchte.

Das Wasser berührte meine Haut und es war eiskalt! Sofort beschleunigte sich mein Herzschlag, beruhigte sich nicht einmal, als das Wasser an mir herunterlief.

Der größte Teil der Welle war wieder zurück ins Meer geflossen, dafür brannten meine Augen umso stärker. Ich war noch immer starr vor Schreck. Mein Körper war durchtränkt von salzigem Wasser. Meine Haut brannte.

Plötzlich veränderte sich die Oberfläche erneut und ohne Vorwarnung schoss eine weitere große Welle genau auf mich zu.

Warum war ich nicht bei Barein geblieben? Wo war er? Meine Beine wurden weich. Die Welle war riesig und viel stärker als die erste. Dann passierte es. Sie erfasste mich. Ich spürte ihre Kraft. Sie entzog mir den Boden unter den Füßen. Schnell versuchte ich mich am Felsvorsprung festzuhalten. Nur mit meinen Fingerkuppen bekam ich den glitschigen Stein zufassen. Ich wusste, dass ich zu schwach war, um meinen Körper nach oben zu ziehen, dazu kamen die nassen Kleider, die mich nach unten zogen. Meine Finger schmerzten.

Ich flehte, dass mein Pferd zu Barein laufen möge, vielleicht konnte er durch die Spuren herausfinden, wo ich mich befand. Schon jetzt war mir klar, dass er zu spät kommen würde. Meine Kraft war aufgezehrt und meine Muskeln zitterten unter der Anstrengung.

Ich riskierte einen letzten Blick auf das Wasser. Mein Herz schlug schnell und voller Schreck sah ich dieses Wesen genau unter mir.

Würde so mein Ende aussehen? Was hatte ich nur getan? Ich atmete tief ein, schrie um Hilfe, doch schon nach kurzer Zeit konnte ich nicht mehr. Ein paar Mal kämpfte ich mich hoch, doch je öfter ich es versuchte, desto schwerer fiel es mir, mich überhaupt noch festzuhalten. Am Ende lehnte ich den Kopf gegen den Stein.

»Es tut mir leid, Barein«, hauchte ich leise. Ich sah, wie meine Finger trotz der Anstrengung langsam vom Stein rutschten. Die Oberfläche war einfach zu

feucht. Als der letzte Finger sich löste, fiel ich in die Tiefe. Schnell hielt ich die Luft an und schloss die Augen, denn das Ungeheuer wartete auf mich.

Im Maul dieses Wesens würde ich landen, *bei Terra, möge mein Vater mir verzeihen*. Das Wasser umhüllte mich und ich landete im tiefen Dunkel. Der Aufprall war weicher als erwartet. Eigentlich wunderte es mich, dass dieses Wesen mich nicht direkt verschlungen hatte. Aber hier irgendwo in meiner Nähe musste es lauern, ich spürte es.

Mein Herzschlag beschleunigte sich und plötzlich durchzuckte meinen ganzen Körper ein Schmerz, der so intensiv war, dass ich mich nach einer Ohnmacht sehnte.

Zwei – Faro

Nichts gefiel mir so sehr, wie ein Sonnenaufgang auf Amaris. Heute würde zwar kein sonniger Tag werden, dafür lud das Meer vor einem Sturm zum Schwimmen ein. Von der Unruhe über Wasser war tief im Meer nichts zu spüren. Dort war es wie immer friedlich.

Es war der richtige Zeitpunkt, um den Tag mit einem Bad zu beginnen. Der Wind verriet mir, dass eine starke Regenwand aufzog und das bedeutete eine aufgewühlte See, was mir sehr gelegen kam.

Ich schritt auf den Balkon vor meinem Schlafgemach und genoss das Glitzern der Sonne auf den Wellen. Das Wasser klatschte tosend die Stadtmauer empor, während mir der kühle Wind eine blonde Strähne ins Gesicht blies. Ich ging wieder rein und zog mir meine lederne Hose an, mein Hemd ließ ich zurück.

Barfuß schritt ich gemütlich die Zinnen entlang, bis ich auf der Nordseite die Wachen sah. Obwohl sie sich bereits am Abend aufgestellt hatten, sahen sie alles andere als müde aus. »Und? Keine Angreifer heute Nacht?«, fragte ich scherzhaft einen jungen Burschen, der noch nicht lange Wachmann war.

Er lächelte. »Nein Faro, heute Nacht war es sehr ruhig.«

Heute Nacht, ja. Seit unzähligen Jahren befanden wir uns mit keinem Volk mehr im Krieg und ich könnte mir nicht vorstellen, wer es in dieser Welt wagen würde, uns anzugreifen.

Wir waren das stärkste von allen vier großen Völkern und betrieben Handel untereinander. Das Waldvolk, die Jiri, versorgte uns mit Gemüse und Holz. Das Wüstenvolk, die Uhuru, schickten uns aus ihren Oasen die leckersten Früchte und frischen Nektar zum Trinken. Ich leckte mir über die Lippen beim Gedanken an überreife Cherimoya, mit ihrem saftig süßen Aroma. Außerdem gab es ein paar von ihnen, die gerne dienten und so hießen

wir mehrere Uhuru bei uns willkommen. Sie kümmerten sich um die Feuerstellen und halfen in der Küche.

Und das Bergvolk, die Leekaner, fertigten unsere Waffen und Werkzeuge an. Wir dagegen belieferten alle mit leckerem Fisch, Krabben und Muscheln.

Schon so viele Jahre waren ins Land gegangen, ohne dass es Krieg gegeben hatte. Daher verstand ich nicht, warum sich die vier Völker nicht einfach zusammenschlossen. Frieden würde so vieles erleichtern. Offiziell waren wir mit den drei anderen Völkern verbündet, aber die Realität sah anders aus. Kein anderes Volk duldet uns auf ihrem Land. In Hadassah wurde man noch merkwürdig angesehen, wenn sich ein Amare mit einer Uhura unterhielt und auch bei den Gladiatorenkämpfen, waren vor allem die Kämpfe zwischen den Jiri und den Uhuru am beliebtesten.

Die Uhuru und die Jiri lebten noch im Krieg miteinander. Allerdings trennten sie unzählige Tagesmärsche. Selbst wenn sie sich angreifen würden, wären wir Amaren außen vor. Dennoch investierten die Völker und alle Siedlungen reichlich Zeit in die Ausbildung ihrer Truppen und Perfektionierung ihrer Gaben.

Beim Gedanken an meine Gabe zog sich wie immer etwas in mir zusammen. Ich schüttelte mich, als könnte ich so die Erinnerungen an die Vergangenheit verdrängen.

Der Bursche sah mich fragend an. »Alles in Ordnung, Faro?«

»Ist sicherlich kalt, das Meer. Es sieht aus, als wenn ein Sturm aufzieht.«

Er nickte, während ich mich wieder der See zuwandte, die einladend ihre Wellen nach mir ausstreckte.

Zwei Stufen auf einmal nehmend, sprang ich die Mauertreppen nach unten und als ich den Blick über den Strand warf, entdeckte ich Lani.

Ihre langen blonden Haare wehten im Wind und sie hatte die Augen geschlossen. Fast weiß schimmerten ihre Haare, die sie vielleicht noch als eine Amari durchgehen ließen, doch ihre gebräunte Haut verriet sie zweifelsohne als Uhura. Keine Amari würde sich freiwillig der Sonne

aussetzen, damit man sie ja nicht mit den arbeitenden Uhuru vom Wüstenvolk verwechselte, die allesamt braun gebrannt waren.

Ihre Arme hielt Lani ausgestreckt und drehte sich langsam dem Wind entgegen. Sie war mit Abstand die schönste Uhura, der ich je begegnet war und es überraschte mich, wie sehr sie sich in den letzten Jahren verändert hatte. Sie wirkte mittlerweile glücklicher als je zuvor.

Als wir uns das erste Mal begegnet waren, kämpfte Lani noch als Gladiatorin im Amphitheater Hadassahs. Es war ein heißer Sommertag gewesen. Das Bündnis mit den Leekanern wurde unterzeichnet und zur Feier wurden meine Männer und ich von Zufar, dem Besitzer der Arena und einer der wichtigsten Männer ganz Hadassahs, auf seine Loge geladen. Dank Zufars Überredungskunst war ich mit in die Arena gegangen.

»Ihr seid meine Ehrengäste und daher sitzt ihr bei mir auf der Tribüne«, hatte der dicke Mann in feinsten Robe gesagt. Um Zufar herum hatten sich hübsche Frauen geschart und buhlten um seine Aufmerksamkeit. »Ihr habt die Tierkämpfe verpasst, aber dafür werdet ihr heute Nachmittag entschädigt. Ich habe die besten Gladiatoren, ihr werdet eure helle Freude haben. Jetzt gleich messen sich zuerst die Gladiatrissen, nicht sonderlich sehenswert. Aber ihr dürft gerne euer Geld an mich verlieren.« Die Mädchen um ihn herum stimmten in seine widerliche Lache kichernd ein.

Niemals würde ich den Moment vergessen, als ich Lani das erste Mal sah. Meine Männer machten untereinander ihre Wetteinsätze, als einer von ihnen über die Frauen unten in der Arena sprach. Die Menge um uns herum tobte und auf den Rängen gab es lauter interessante Menschen zu sehen.

»Die liegt doch schon am Boden, ich wette zehn auf die Paegniari.«

Die Paegniari war eine Jiri vom Waldvolk, das verrietten ihre dunkelbraunen Haare. Und sie wusste, wie sie mit ihrer Peitsche ausholen musste, um den größtmöglichen Schaden anzurichten.

Kelvin, mein treuester Freund und bester Krieger meiner Welle, verzog

das Gesicht zweifelnd zur Seite. »Ich halte dagegen, sieh dir ihren Rücken an, die wurde schon oft ausgepeitscht, die kann das ab.«

Ich schaute herab und da wälzte sich ein wunderschönes Wesen im Sand und versuchte unter Schmerzen aufzustehen. Sofort waren mir Lanis zierliche Züge und ihre Anmut aufgefallen. Sie wirkte zu jung zum Kämpfen, doch ihr vernarbter Körper verriet, dass sie sich in zahllosen Auseinandersetzungen behauptet hatte. Immer wieder schlug die Peitsche der Paegniari zu und die zierliche Uhura brach zitternd am Boden zusammen. Es war, als würde allein das Geräusch der Peitsche Lani zu Tode erschrecken. Sofort meldete sich mein Mitleid, doch alle anderen schienen sich prächtig zu amüsieren.

Das Volk jubelte, feuerte die Paegniari an. Ich schätzte sie auf eine Jiri vom Waldvolk, denn sie hatte dunkelbraunes, glattes Haar, welches sie am Hinterkopf zu einem Knoten zusammengebunden hatte.

Niemand rechnete mit einem Sieg der kleinen Uhura, bis Lani sich auf den Rücken drehte, über die Seite abrollte und mit gezücktem Schwert auf die Paegniari zusprang. Noch im Flug hatte Lani die Waldläuferin im Gesicht verletzt. Sie nutzte den Schockmoment geschickt, indem sie während ihrer Landung der Gegnerin ihre eigene Peitsche um den Hals wickelte. Für einen kurzen Moment war es still in der Arena, doch dann grölte die Menge und feuerte Lani an, die Jiri zu töten.

Lani versetzte der Waldläuferin einen Tritt und sie wurde bewusstlos, damit hatte sie der Jiri das Leben gerettet. Kelvin sprang auf und jubelte, denn er hatte wahrlich viel Geld verdient. Außer ihm hatten alle auf die Waldläuferin gesetzt.

Zufar schmiss verärgert seinen Becher samt Wein auf den Boden. Er schäumte vor Wut. »Ich kann es nicht leiden, wenn sie den Kampf so schnell zu Ende bringen«, tobte er und machte eine Handbewegung, dass noch eine Kriegerin in die Arena gelassen werden sollte.

Diese war noch größer als die Erste, muskelbepackt und schwang eine

Eisenkugel an einer Kette über ihrem Kopf. Eine Leekana, der man schon ansah, dass sie genau wie alle Krieger des Bergvolkes Spaß am Kämpfen hatte.

Lani war damals in ein helles Leder gekleidet, das durch Seile an ihrem Körper befestigt war und so nur das Nötigste verdeckte. Ihr Rücken sah furchtbar aus und der feine Sand klebte nun in ihren offenen Wunden. Trotzdem bewegten sich ihre nackten Füße schnell und wendig durch den weichen Boden des Theaters.

Angesichts der Leekana war ich zuerst gewillt, erneut gegen Lani zu wetten. »Macht eure Wetten, Faro«, sprach Zufar und ließ sich von einer Sklavin pralle Trauben in den Mund stecken.

»Ich glaube, ich habe schon genug an diese Schönheit verloren«, murmelte ich.

»Pah, Schönheit, verdorben ist dieses Mädchen!«

Zufar schnipste mit dem Finger, dass die Sklavin mit dem Wein näherkommen sollte. Als das Mädchen in seiner Reichweite war, zog er sie am Arm auf seinen Schoß. »Ich sage euch, gegen Kartaune und ihre Eisenkugel hat sie keine Chance.«

Kelvin beugte sich zu mir rüber und flüsterte, dass ich nun auf die große Kriegerin setzen solle.

»Fünfhundert Taler auf die kleine Uhura«, sagte ich aus einem Impuls raus und erntete ein Lachen von Zufar und ein Kopfschütteln von Kelvin.

»Faro, da stimme ich ein.« Zufar lächelte breit. »Ich wette dagegen.«

Ich biss mir auf die Lippe. Das Geld war mir egal, aber um das Mädchen machte ich mir Sorgen.

»Wieso trägt sie keine Manica?«, fragte Kelvin hinter mir. Erst jetzt fiel mir auf, dass Lani statt eines Armschutzes goldene Spangen trug.

Zufar riss mit den Zähnen ein Stück Hähnchen von einem Schenkel und während er lachte, spritzten Fleischstücke aus seinem Mund. »Wegen den Spangen an ihren Handgelenken, sie kann sie nicht ausziehen, daher passen

ihr keine Manica.«

Wieder schaute ich zu der Kleinen. An ihren Handgelenken erkannte ich die goldenen Spangen der Sklaven, die Leekana dagegen trug einen Armschutz.

»Wieso kann sie die Spangen nicht ausziehen?«

»Verflucht!«, spie Zufar, wieder flogen Stückchen aus seinem Mund. »Ihre Spangen sind verflucht und niemand kann sie ihr abnehmen.«

»Verflucht?«

»Ja, ihr Vorbesitzer hat einen Fluch über die Spangen gelegt. Man kann sie ihr nicht abnehmen, aber sie benutzt sie gerne zum Schutz.«

Beide Kriegerinnen verbeugten sich voreinander, und noch bevor Lani ihr Schwert ziehen konnte, sauste die schwere Eisenkugel durch die Luft und streifte die Uhura seitlich. Mit schmerzverzerrtem Gesicht hielt sie sich die Hüfte, wich aber dem nächsten Schwinger aus. Lani zog ihr kleines Schwert, das eher lächerlich als gefährlich aussah. Wahrscheinlich hätte sie eine schwerere Waffe nicht halten können.

Die Leekana schwang ihre Eisenkugel erneut, hielt Lani damit auf Abstand und schien abzuschätzen, wo genau sie angreifen sollte. Nun setzte die Uhura mit einem Sprung zum Angriff an, doch die Kugel näherte sich, also sprang sie wieder zurück. Dabei geriet Lani ins Stolpern und landete von ganz allein im Sand.

Ich hatte nicht gemerkt, dass ich aufgesprungen war, aber Kelvin zog mich langsam zurück auf meine Bank. Lani lag noch am Boden und konnte nicht sehen, dass die Leekana mit ihrer Kugel nach hinten ausholte. In diesem Moment stieß Lani eine Fontäne aus Sand nach oben und hüllte die beiden in einen Nebel, der Kartaune für kurze Zeit die Sicht nahm. Hustend drehte die Kriegerin sich zur Seite und bemerkte nicht, wie sich Lani in die Höhe schraubte und sie direkt angriff. Noch ehe sich die Leekana in Lanis Richtung gedreht hatte, hatte die Blonde sich auf die andere Seite verzogen und griff immer wieder von hinten an. Kartaune hatte nicht den Hauch einer Chance

und mit ein paar schnellen Bewegungen stach Lani immer wieder zu und brachte die Leekana schließlich mit einem gekonnten Treffer in die Seite zu Fall.

Bedrohlich hielt sie ihrer Angreiferin das kleine Schwert an den Hals und schaute mit einem schelmischen Grinsen zu uns auf die Tribüne. Nun hatte sie auch ihre zweite Gegnerin mit Wendigkeit und Schnelle besiegt.

Die Männer lachten über diese zierliche Gestalt, die sie fast ein Monatsgehalt gekostet hatte. Lani kam zu der Ehrentribüne, auf der ihr Herr saß, der böse zu ihr hinabsah. Auch dieser Kampf war ihm wohl zu schnell vorbei gegangen, denn in der kurzen Zeit hatte er nicht genug Wetten annehmen können. Lani scherte das nicht.

»Hast du noch mehr zu bieten?«, fragte sie vorlaut und reckte ihr Kinn zu Zufar. Ein Blick zu mir ließ ihn erröten.

Was bildete sich dieses kleine Mädchen ein, so mit ihrem Herrn zu sprechen und ihn vor allen bloßzustellen? Die anderen Sklavinnen traten vorsichtig einen Schritt von ihm weg, weil er einem Anfall nahe zu sein schien.

»Verbeug dich gefälligst, Sklavin!«

Sein Kopf schien bald zu platzen. Doch Lani hob voller Stolz den Kopf und schloss die Augen. Meine Männer fingen an zu lachen, doch ich bedeutete ihnen, still zu sein. Zufar wurde noch wütender. »Verbeug dich gefälligst, du nutzloses Biest!«

Sie öffnete die Augen, funkelte ihn finster an. Ein kurzer Blick zu mir brachte etwas in ihrem Gesicht zum Erleuchten, doch dann schaute sie wieder voller Stolz zu ihrem Herrn.

»Nein!«

Zufar zog scharf die Luft ein und klatschte dann in die Hände. Lani griff ihr Schwert und drehte sich zu der Tür, aus der Kartaune gekommen war.

Die zwei Gladiatoren, die gleich miteinander kämpfen sollten, kamen gemeinsam in die Arena.

»Wie ich sie auch züchtige, dieses Mädchen ist so ungehorsam wie eine Wildkatze.« Er schaute zu mir rüber. »Und so kratzbürstig ist sie auch«, lachte er unsicher und zeigte mir eine alte Narbe am Hals.

Lani ging ein paar Schritte zurück, starrte die beiden Gladiatoren an, die ihre Waffen zückten. Mutig hob sie ihr kleines Schwert, doch gegen diese Krieger hatte sie keine Chance.

»Verbeugst du dich nun, elende Uhura?«, schrie Zufar nach unten.

Sie drehte sich halb zu uns um, dann lächelte sie und rief hinauf: »Wenn du nicht mehr stinkst wie ein laufender Schweinestall, dann überlege ich es mir vielleicht.«

Ihr Besitzer sprang mit geplusterten Backen auf und machte eine Armbewegung zu den zwei Gladiatoren. »Tötet sie!«, schrie er. Das durfte er sich von einer Sklavin nicht bieten lassen.

Mein Herzschlag beschleunigte sich und in einer fließenden Bewegung stand ich auf einmal neben Zufar. Ohne das Mädchen aus den Augen zu lassen, brüllte ich die für die Uhura erlösenden Worte: »Ich kaufe sie!«

Zufar schaute mich mit einer Mischung aus Verwunderung und Belustigung an, während Kelvin mir seine Hand auf die Schulter gelegt hatte und meinen Namen sagte. Ich wusste, dass man sich nicht einmischen sollte, wenn ein Herr mit seiner Sklavin sprach, aber ich musste sie beschützen.

»Ich kann meine Gladiatoren nicht mehr aufhalten, doch wenn ihr wollt, könnt ihr das freche Gör gern befreien.«

Zufar machte eine ausladende Geste und zeigte runter in die Arena.

»Kelvin!«, brüllte ich und der große Krieger erhob sich und wartete auf weitere Befehle.

An einer Fahne ließen wir uns hinunter in die Arena gleiten. Die Gladiatoren blieben kurz stehen, Lani drehte sich zu uns und schaute mich überrascht an, ein dankbares Lächeln huschte über ihr Gesicht. Sie wusste sofort, dass wir ihr zur Hilfe eilten und so überwältigten wir zu dritt die Gladiatoren, wobei wir sie am Leben ließen. Als ich zu der Uhura ging,

strahlte sie mich an und dieses dankbare Lächeln sah ich seitdem täglich.

Ich beobachtete noch kurz, wie ihr Kleid aus Federn und edlen Stoffen durch den Wind tanzte und ihre Haare in der Luft flatterten. Als sie mich erblickte, erhellte sich ihr Gesicht sofort und sie kam zu mir gelaufen, um mir stürmisch um den Hals zu fallen. »Oh Faro, wie schön dich zu sehen!«

Ich hob sie hoch und drehte sie, während ihre weißblonden Haare mir weich über die Wange streichelten. Sofort atmete ich tief ein, denn ich mochte ihren Geruch nach Yasmin. Sanft setzte ich sie auf dem Boden ab.

»Lani! Einen wunderschönen Morgen, du hast aber schon gute Laune!«

Sie packte mich an den Schultern. »Wie immer, wenn ich dich sehe«, flötete sie. »Und außerdem ist heute Besuch aus Sith Beag gekommen, meinetwegen!«

Schlagartig veränderte sich meine Stimmung.

»Warum runzelst du die Stirn, Faro, es ist nur Duman, der Bote von Akash.«

Ich schüttelte den Kopf. »Duman kommt nur, um die Kunde zu überbringen, dass jemand gestorben ist oder ...«, überlegte ich laut.

Ihre Augen begannen zu strahlen. »Oder wenn jemand beschenkt wird.«

»Aber warum sollte dein Gott dich beschenken?«

Sie zog eine Schnute. »Na, weil ich etwas Besonderes bin vielleicht?« Sie drehte sich weg. »Wie dem auch sei, das werde ich nachher erfahren.«

Man sagte sich, dass Akash der Schutzgott des Wüstenvolkes, nur äußerst selten jemandem eine Kraft schenkte. Andererseits hatte Lani niemand mehr in Sith Beag, den sie verlieren konnte, also wunderte ich mich, was Duman hier wollte.

Mein Gesicht musste sich weiter verfinstert haben, denn sie schüttelte kräftig an meiner Schulter. »Mensch Faro, nun freu dich doch! Wie lange warten manche auf eine Audienz bei ihrer Gottheit oder bekommen sie nie zu sehen und wer, jetzt mal dich ausgenommen, hat schon das große Glück so

früh seine Bestimmung zu erhalten?«

Ich schaute zu Boden. Ja, meine Bestimmung hatte ich früh erhalten. Eine Schenkung, wie viele es nannten. Aber heute wäre es mir lieber, ich könnte den Tag meiner Schenkung ungeschehen machen. »Ich muss jetzt schwimmen«, sagte ich grimmig und ließ Lani stehen. Ich wollte nur noch allein sein und versuchen die furchtbaren Gedanken aus meinem Kopf zu verbannen.

»Warte!«, schrie sie.

»Lani ...« Halb drehte ich mich wieder zu ihr um. »... ich hoffe, alles kommt so, wie du es dir wünschst.«

Sie lächelte breit und umarmte mich lange. Ich war mit meinen Gedanken in der Vergangenheit und spürte ihre weichen Lippen auf meiner Wange.

»Bleib nicht zu lange draußen. Wenn ich wirklich zu Akash gebracht werde, möchte ich mich noch von dir verabschieden.«

Ich nickte und drehte mich von ihr weg. So lange hatte ich nicht mehr an meine Schenkung gedacht und heute lag sie so schwer auf meinen Schultern, dass ich mich merkwürdig fühlte. Die Übelkeit übermannte mich, brachte mich dazu, davonzulaufen, bis sich das kalte Nass angenehm um meinen Körper legte. Nach nur wenigen Zügen war ich schon weit im Meer.

Das Schönste an Amaris war die Unterwasserwelt. Hier gab es wunderschöne Fische und bunte Korallen. Die Strömungen waren meist kühl, doch an einer Stelle, recht weit am Meeresboden, strahlte Wärme aus der Wand, über der sich die Stadt befand. Vom Meer aus sah Amaris schon umwerfend aus, aber die wahre Schönheit der Insel lag in dem Teil, der unter Wasser war. Die Lichter, die von der Stadt ausgingen und von manchen Fischen reflektiert wurden, ließen die Insel zu einer leuchtenden Oase erstrahlen. Viele Fischschwärme und Rochen zogen ihre Bahnen rund um die Stadt und das Plankton in den Wellen leuchtete im Mondschein fluoreszierend, so dass dieser Ort vor allem in den späten Abendstunden etwas Magisches hatte.

Ich tauchte weiter runter bis zum Meeresgrund. Hier hatte ich meine Ruhe. Meine Gedanken erhellten sich, befreiten sich von den Schatten der Vergangenheit. Ich schwamm zu einer der Höhlen, die sich unter der Stadt befanden, und versuchte dem kalten Strom aus dem Inneren zu entgehen. Ich wirbelte Sand auf, als ich den Boden vor dem Eingang mit den nackten Füßen berührte. Mithilfe meiner Gedanken ließ ich zwischen meinen Händen einen kleinen Strudel entstehen, den ich ins Innere schickte. Wie sollte man sich auch sonst unter Wasser bemerkbar machen?

Etwas bewegte sich in der Höhle und zwei faustgroße Augen erschienen in der Dunkelheit. Noch bevor ich mich darauf vorbereiten konnte, kam Marmol aus der Finsternis geschossen und stürmte auf mich zu während er bedrohlich seine weißen Reißzähne zeigte. Jedes Mal ließ es mein Herz schneller schlagen, wenn er mir seine Zähne so präsentierte. Vielleicht war es seine Art zu lächeln, das Grinsen eines riesengroßen Wasserdrachens.

»Lass uns schwimmen«, brach er in meine Gedanken ein und ich nickte ihm zu. Es war beeindruckend, wie wir ohne Worte miteinander kommunizieren konnten. Mittlerweile waren wir darin so gut, dass wir uns nicht mal mehr ansehen brauchten. Rein durch Gedankenkraft kommunizierten wir miteinander. Wenn er es wollte, konnte Marmol das mit allen Lebewesen. Doch nicht zu allen fasste er Vertrauen und so war ich praktisch der Einzige, mit dem er sich regelmäßig unterhielt.

Ich packte ihn an seiner Rückenflosse, die sich zweihandbreit längs über seinen Rücken zog und ihm zur Orientierung diente. Und schon zischten wir aus seiner Höhle ins weite Meer. Er drehte sich paar Mal um sich selbst und schwamm schlängelnd den Fischeschwärmen entgegen. Hin und wieder öffnete er sein großes Maul und ein Dutzend kleiner Fische landete in seinem Schlund.

An diesem Morgen schossen wir oft durch die Meeresoberfläche, um gleich darauf wieder tief einzutauchen, ein unglaubliches Gefühl.